

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 18

Artikel: Bergsommer in Engelberg
Autor: H.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schon die ersten, vom Verfasser selbst illustrierten Reisebücher „Vom Nil zum Fujiyama“ (1910) und „Mitternachts-sonne und Nordlicht“ (1913) enthalten handkräftige Proben seines Talentcs, unter anderem das Kapitel „Kohana“, das — obwohl etwas weitschweifend — sehr gut als episches Gegenstück zu Puccini's „Madame Butterfly“ bestehen kann. Später hat Kurz wie Ludwig Thoma, den er in der Natürlichkeit und Echtheit der Charakterisierungskunst damals allerdings noch nicht erreichte, mit Vorliebe bäuerliche Typen hingestellt, erst in den zwei humorvollen Novellenbüchern „Der Krummbacher und der Kagenaguti“ (1913) sowie im „Held von Björnäs“ (1914), dann in den Romanen „Schön-Elisbeth“ (1920) „Der Mooshof“ (1922) und „Die goldene Woge“ (1927). Der dazwischen liegende, reichlich sentimentale Roman „Dolores“ (1925) erzählt die Liebe eines jungen deutschen Malers zu einer schon vom Tod gezeichneten Andalusierin, während ein noch unveröffentlichter Roman Arabien zum Schauplatz seiner Einfälle haben wird. In all diesen Büchern steht Kurz als frischer, unaufgetafler Erzähler da. Das Malerische seiner gern in Naturstimmungen schwelgenden Bücher ist evident; mehr als einmal hat man das Gefühl, daß diese oder jene Seite statt mit Tinte mit — Farbe geschrieben sei. Kurz schwimmt in ruhigen Gewässern ebenso gut wie im Sturm des Meeres. Das Tragische gibt ihm nicht mehr zu schaffen als das Komische. Wie brodelte es in Schön-Elisbeth! Wie geht des Lebens Atem heiß! Aber ebenderfelbe Roman enthält die feierliche Sterbeszene eines Knechtes, die, wie Beethovens Streichquartett in A-moll, als „Heiliger Dankgefang eines Genesenen an die Gottheit“ schier überirdische Töne findet. Daneben bringt fast jedes Werk humorvolle, sarkastische oder schwankartige Partien, am ausgesprochensten der weniger auf psychologischen Filigranschmuck als auf breite Lacherfolge zugeschnittene „Held von Björnäs“, dessen Kapitel „Hindernisse“ wohl das Tollste ist, was Kurz bisher geschrieben hat. Freilich läßt er seinem Übermut mitunter länger Lauf, als künstlerisch geboten scheint, so in der „Goldenen Woge“ (in den Abschnitten „Ein Mann geht durch den Nebel“, „Der Teufel im Faß“ und in der Szene mit den betrunkenen Kühen), wo-

durch das sonst so kompakte Buch einen gefährlichen Stich ins allzu Populäre erhält. Gerade „Die goldene Woge“ zeigt wie kein zweites Werk des Dichters sein Talent, die Leserscharen kraft seines natürlichen Temperaments mitzureißen. Noch nie war sein Stil origineller und interessanter als in diesem Roman, der irgendwo an einem weltvergessenen Strand Norwegens beginnt und endet. Der Sohn des Totengräbers kehrt nach sechszehnjähriger Verschollenheit als wohlhabender Mann in die Heimat zurück. Er gründet Fabriken und Banken, baut Villen und Gärten, kauft Yachten und Weine und lehrt die Leute, ohne Arbeit reich zu werden. Wie eine mächtige Woge schwemmt der Krieg das Gold durchs Tal. Alle verführt sein Glanz — alle, außer zwei. Den einen rettet die Frömmigkeit, den andern die Trägheit. Aber kein Rausch dauert ewig, am wenigsten der Rausch des Glücks. Als die stürzenden Aktien einen Spekulant nach dem andern begraben, beginnt im Dorf ein großes Zähneklappern. Nochmals scheint nach dem Zusammenbruch die Gelegenheit leichter Gewinne aufzusteigen, das ist, als die Trockenlegung Skandinaviens den Alkoholschmugglern Riesenprofite in die Hände spielt. Aber auch diese Tage sind kurz. Eine beleidigte Frau verrät die Hauptakteure an die Polizei, und bald liegt das Tal so verlassen und arm wie früher da. „Gegen die Woge selbst konnte man sich nicht wehren. Sie war Schicksal.“

Die seit dem Erscheinen der „Goldenen Woge“ in Zeitungen und Zeitschriften publizierten Novellen bestätigen den Eindruck, daß K. F. Kurz seinen Weg gefunden und mit kräftigen Schritten weiterverfolgt hat. Nichts verbürgt seine Zukunft sicherer als die Ruhe, mit der er ohne jedes kraftprobenende Getue aufwärtsklimmt. Er wird's schon schaffen! Wo die menschlichen Qualitäten so rein und ohne Selbstgefälligkeit zum Ausdruck kommen wie hier, da kann die künstlerische Entwicklung nicht gefährdet sein. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Karl Friedrich Kurz auf dem Marsch ist, eine große Leistung zu vollbringen.

(Die Kurz'schen Werke sind teils bei Albert Langen in München, teils bei Huber u. Co. in Frauenfeld erschienen. „Die goldene Woge“ hat Georg Westermann in Braunschweig verlegt.)

Sterne.

Seine weiten Silbergrenzen
Hat der Abend aufgetan.
In des Himmels Sternenkranzen
Seht ein schimmernd Blühen an.

Und der Seele banges Mühen,
Angst und Qual versinken sacht
In das große heilige Blühen
Einer sterndurchschwebten Nacht.

Ernst Balzli.

Bergsommer in Engelberg.

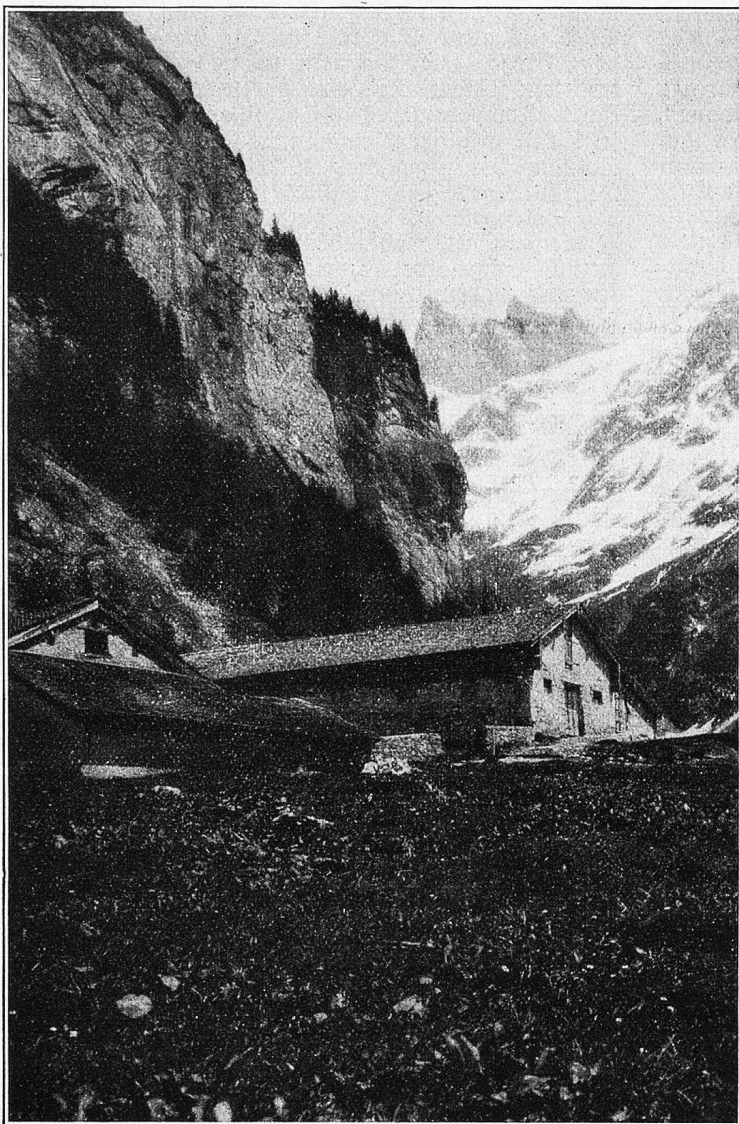
Von H. S.

Alles, was wir an Schönheit, Freude und Pracht in unserer Phantasie in einen Berglandtag hineindichten, das wird Wirklichkeit am Fuße des Titlis.

Mitten im Herzen der Schweiz, da wo Süden und Norden sich treffen, da wo West und Ost sich grüßen, dehnt sich das Engelbergertal aus: reich beschenkt mit all den Herrlichkeiten eines

wahren Berglandes. Hier bewundern wir das Zarte und Liebliche, das Große und Herbe, eine innige Verschmelzung landschaftlicher Vielflänge, Epos und Lied zugleich. Unten prächtiger Baum- und Wiesenschmuck, oben die Reize der Alpen und die Wunder der Berge.

Wenn man von Luzern her über den See nach Stansstad zu fährt und dann mit der



Engelberg: Herrenrütialp mit Spannörtern im Hintergrund.

Glektrischen, leicht rollend, schnell steigend ins Tal dringt, dann wachsen die Verheißungen. Reisende aus allen Ländern, Touristen mit Sack und Pickel, Schulen und Reisegeellschaften, alle, alle wandern nach diesem Tale. Und plötzlich liegt der Talgrund aufgetan vor uns. Einen Augenblick schließt man unwillkürlich die Augen, denn eine heilige Stimmung pilgert hier auf leisen Sohlen durch die Welt.

Sommerglühende Tage voll Lichtglanz, hier Millionen von Blumenfeldchen und Blüten-schalen, dort kühne Felsformen und alles in dem Farbenspiel grün, grau, weiß und blau.

In grünem Schimmer weitet sich Wiese und Wald, in grauem Glanze baden die verwitterten, verbleichten und zerrissenen Felskämme, in weißem Gefunkel stehen die Gletscher und über allem wogt die unendliche Bläue des Himmels.

Wenn man stille steht, irgendwo an einem heimlichen Plaze und lauscht und lauscht, dann vermeint man ein leises Musizieren der Lüfte zu hören. Eine Melodie, die in eigene Schönheit versunken, traumverloren dahingleitet.

Man wird wunschlos, man sorgt und denkt nicht mehr, man will nur ruhen und genießen. Und überall plaudert die Natur, da ein silberner Bergbach, dort ein eitler Buchenwald, hier ein schwermütiger Tannenwald und wieder hart daneben eine frohe, helle Wiese.

Man liebt die große gewaltige Welt, diese klare und doch geheimnisvolle Landschaft, die Engelberg ausmacht.

Kein Wunder, daß schon die ersten fremden Schweizerreisen auch diesem Tale galten, verständlich, daß schon seit mehr als hundert Jahren immer wieder Wanderer der weiten Welt hier oben ausruhten. Hier verbrachte ein Conrad Ferdinand Meyer selige Sommertage, hier streifte der große Romancier J. C. Heer monatelang umher, hier dichtete ein Gerold Hymnen an die Natur, hier fann ein Felix Mendelssohn-Bartholdy über neue Melodien nach, hier waren schon Tausende von Menschen, die dem Zauber der Natur erlegen sind und das Tal nie mehr vergessen konnten.

Die braunen Holzhütten wurden bald zu eng, es wuchsen Hotels und Pensionen, und neben den rauen Bergsteigen schlängelten sich bald wohlgepflegte Wanderwege dahin. Neben den Fodlern der Sennen, neben dem Nachtgebet des Hirten, das dieser laut in die Dämmerung des Tales hinabrufte von seiner hohen Alp, erklingen aus dem duftenden Sommerpark die Melodien der Kurorchester. Und neben dem Hirten, der seinen Käse und Butter zu Tale bringt, promenieren elegante, bleiche Großstadtmädchen, und die Natur lacht dazu; denn warum sollen nicht auch die Enterbten der Natur hier oben froh werden?

Ja, im Tale der Engel hat man milde Herzen; denn um all den Müden, all den Nicht-Bergsteigern doch das Hochgebirge zu erschließen, baute man eine kühne Schwebebahn von der Gerschnialp nach Trübsee hinauf. Ich erinnere mich, es war vor vielen Jahren, da frug mich einmal ein fremder Herr, er kam von Süd-

amerika: Ich habe vier Stunden Aufenthalt in Engelberg und möchte den Gletscher sehr nahe sehen. Geht das? — Nein, es ging nicht. Heute aber schwebt einer in beinahe zwanzig Minuten an die Grenze des Gletschers. Raum noch im Talgrunde, steht er plötzlich in der lustigen Höhe inmitten von Alpenrosengesträuch und tiefblauen Enzianen. Das Wunder der Schwebebahn! Schon hundertmal habe ich dieses Tal von Engelberg durchwandert, schon tausendmal von einer lichten Höhe in seine Talmulde hinabgeschaut, schon Duzend Male bin ich auf die

Binnen hinaufgestiegen, die das Bergdorf als treue Wächter umstehen und immer und immer wieder sah ich Neues, denn dieser Erdenwinkel ist unerschöpflich.

Jetzt aber ist es da oben besonders schön, wo alles in Fülle schwehlt, wo alles in Herrlichkeit lacht, wo überall Blumen grüßen und Sträucher winken und in der Höhe das brennende Rot der Alpenrosen leuchtet.

Das brennende Rot der Alpenrosen, wißt ihr, wie herrlich es ist?



Engelbergertal mit Titlis.

Cäsars Tod.

Von Gajus Suetonius Tranquillus.

Cäsar wurde der bevorstehende gewaltsame Tod durch deutliche Vorzeichen verkündigt. Als wenige Monate zuvor die Kolonisten in der Kolonie Kapua, die infolge des Julischen Gesetzes dorthin übersiedelten, zum Aufbau ihrer Landhäuser uralte Gräber umgruben und dies um so eifriger taten, weil sie dabei eine große Menge Gefäße von alter Kunstarbeit fanden, entdeckte man in einem Monument, das für das Grabmal des Caphs, des Gründers von Kapua, galt, eine eiserne Tafel mit griechischer Schrift und Sprache, des Inhalts: wenn einst die Gebeine des Caphs ans Licht kämen, werde ein

Sproß des Julius von der Hand seiner Blutsverwandten getötet, sein Tod aber bald durch schreckliche Heimsuchungen Italiens gerächt werden. Niemand darf diese Tatsache für fabelhaft oder erdichtet halten; es bezeugt sie Cornelius Balbus, Cäsars vertrautester Freund. Wenige Tage vor seinem Tode berichtete man ihm, daß die Herden der Kasse, welche er beim Übergange über den Rubikon den Göttern geweiht und ohne Güter frei hatte laufen lassen, durchaus nicht mehr fressen wollten und häufige Tränen vergossen. Bei einem Opfer warnte ihn der Opferschauer Spurrinna, er möge sich vor einer Gefahr hüten, die nicht länger als bis zu den